

Man wird ja auch nicht jünger

Alterssicherung und die Bedeutung der Familie

Der Respekt, der in den Philippinen älteren Menschen gegenüber gebracht wird, ist lange sprichwörtlich gewesen. Man kann häufig beobachten, dass als Zeichen der Ehrerbietung Jüngere die Hand der Älteren auf die eigene Stirn legen; als Fremder wird man auf einer Fiesta häufig erst den Ältesten vorgestellt.

Niklas Reese

80 Prozent in der Stadt und 95 Prozent auf dem Land erklären, sie hätten ein gutes Verhältnis zu ihren Eltern und Großeltern – und 85 Prozent der Jüngeren stimmen der Aussage zu, man solle vor einer wichtigen Entscheidung erst den Rat der Eltern einholen. Wie lebendig ist dieser Generationenvertrag aber noch?

Die Filipin@s sind ein sehr junges Volk – noch 36,2% sind unter 15 Jahren, nur 3,9% über 65 Jahre (Vergleich Deutschland: 14,9% unter 15, 17,8% über 65). Das Durchschnittsalter liegt bei 21,8 Jahre. (Deutschland: 41,3 Jahre). Eine verbesserte Gesundheitsvorsorge und Ernährungssituation als auch die gesunkene Geburtensterblichkeit (2003: 29 von 1000) lassen die Menschen allerdings älter werden. 2003 betrug die Lebenserwartung 68,1 Jahre (65,3 für Männer/ 71,1 für Frauen)

War noch 1970 jede/r zweite Filipin@ unter 15 (45,7 Prozent), so sind es 1995 bloß noch vier von zehn (38,3 Prozent) gewesen. Nahezu fünf Prozent sind mittlerweile älter als 60. Im Vergleich mit Deutschland eine verschwindende Minderheit, doch die Zahl der älteren Menschen wird weiter wachsen (Bis 2030 sollen 13,5 Prozent über 60 Jahre alt sein) und es ist nicht klar, wie lange die traditionelle ›Altersversicherung‹ Familie sich in der Weise um die Älteren kümmern werden wird wie sie es heute tut.

Altersversorgung

Gerade in Entwicklungsländern gehören ältere Menschen zu den ärmsten und am meisten marginalisierten Menschen. Sie leben überdurchschnittlich oft

auf dem Land, wo es an bezahlten Jobs und formalen Sicherungsmaßnahmen mehr als im urbanen Umfeld mangelt. Ältere Menschen weisen in den Philippinen in der Regel auch einen sehr niedrigen formalen Bildungsstand auf; auf dem Land sind die meisten durchschnittlich bloß drei Jahre und drei Monate zur Schule gegangen. In der Stadt sind es zumindest etwas über fünf Jahre, was allerdings auch darauf zurückzuführen ist, dass die besser Gebildeten in die Stadt abgewandert sind. Früher gab es gerade auf dem Land kaum Schulen und Töchter wurden sehr oft nicht zur Schule geschickt. Ältere Menschen sind in besonderem Maße vom mangelhaften Zugang zu Gesundheitsdiensten und einer schlechten Ernährungslage betroffen – so wie Kinder in besonderem Maße von einem unzureichenden Bildungssystem betroffen sind.

Gewöhnlich kümmern sich im Alter die Kinder um ihre Eltern. Noch stimmen fast alle Filipin@s der Aussage, »Kinder sollten sich um ihre alt gewordenen Eltern kümmern« ganz (sechs von zehn) oder überwiegend (vier von zehn) zu, nur jeder Hundertste lehnt sie ab. Noch ist man hier wie im übrigen Asien der Meinung, dass die Antwort auf die wachsende ältere Bevölkerung nicht darin liegen könne, wie im Westen Altersheime einzurichten.¹ »Das passt nicht zu unserer Kultur und unserem Lebensstil«, meint Usa Khiewrord, die Programmdirektorin der NGO *HelpAge International* für Südostasien. Viele ziehen im Alter wieder zu ihren Kindern. 91 Prozent der Senior/innen leben mit Kinder und Familie, nur fünf Prozent sind allein stehend und vier Prozent leben allein mit Ehepartner/in. In den Slums der Städte leben oft mehrere Generationen in einer Ein-Raum-Hütte.²

Rentenversicherung

Nur 13 Prozent der Menschen über 60 erhalten eine Rente und die durchschnittliche Rente liegt bei 1.600 Pesos im Monat. Kaum jemand erhält die Höchst-

Der Autor ist Mitarbeiter des Projektes »Armut, soziale Unsicherheit und Globalisierung« im Asienhaus und ehemaliger Geschäftsführer des philippinenbüros.

rente von 6.000 Pesos. Nach Berechnung des Forschungsinstituts IBON brauchte im Jahre 2004 eine sechsköpfige Familie monatlich 14.765 Pesos, um ihre Grundbedürfnisse zu befriedigen. Von den nicht im formellen Sektor Beschäftigten haben sich nur drei Prozent (freiwillig) im *Social Security System* (SSS) versichert. Geringverdienende, die nicht auf die Unterstützung ihrer Familie zurückgreifen können, können vom Staat bloß eine Lebensmittelhilfe des Sozialministeriums erhalten. Das Problem mangelnder sozialer Absicherung verschärft sich noch einmal dadurch, dass Ältere kaum als spezielle Zielgruppe wohlfahrtspolitischer Maßnahmen wahrgenommen werden.

Arbeit im Alter

Die meisten älteren Menschen müssen (und viele wollen) noch arbeiten: 63 Prozent bestreiten ihren Lebensunterhalt durch Erwerbsarbeit, 45 Prozent erhalten auch Geldleistungen von ihrer Familie, nur zwei Prozent können auf Ersparnis zurückgreifen. Sie betreiben *Sari-Sari-Stores* (Tante-Emma-Läden), verkaufen Waren auf dem Markt, »helfen mit« bei Feldarbeit, Wäsche und Hausarbeit. Wenn sie nicht mehr arbeiten, dann meist nur, weil sie körperlich dazu nicht mehr in der Lage sind. Ihren Ruhestand genießen, das kann nur die kleine Mittelklasse – und die Oberschicht aus den wenigen hundert einflussreichen Familien.

Arbeit bedeutet für Senior/innen allerdings weit mehr als bloße Existenzsicherung. Sie vermittelt Zugehörigkeit, Selbstwertgefühl und das Gefühl von Nützlichkeit innerhalb des Familienverbandes. Arbeit ist in Asien biographisch viel weniger als bei uns allein einer abgegrenzten »Erwerbsphase« zugeordnet. Wie Kinder müssen und wollen Ältere auch zum Familieneinkommen beitragen. Ältere sind aber auch anderweitig Produzent/innen sozialer Sicherung: sie kümmern sich um ihre Enkel, haben in einigen Fällen Geld zu vererben und geben Land, Beziehungen und anderen Ressourcen an ihre Nachkommen weiter. Ältere Frauen verbringen durchschnittlich 44 Stunden in der Woche mit Kinderbetreuung (Medina, S. 251).

Vitamin B: Sozialamt Familie

Wo weder Staat noch Markt für die Mehrheit der Menschen für ausreichend soziale Sicherheit sorgen, formale Sicherungssysteme nicht hinreichend sind und die Eigeninitiative prekär ist, haben soziale Netze und vor allem familiäre Beziehungen eine größere Bedeutung. Die Vorrangigkeit familiärer Solidarität vor jeder staatlicher Unterstützung hat Verfassungsrang.

So heißt es etwa in Artikel XV: »Die Familie hat die Pflicht, für ihre älteren Mitglieder zu sorgen, der Staat kann dies ebenso durch angemessene soziale Sicherungsprogramme tun.« Dieses zurückhaltende

sozialpolitische Engagement der Regierung ist allerdings für Ostasien typisch und durch neoliberale Interventionen nur verstärkt worden. Generell ist im Bereich sozialer Dienstleistungen eine starke, familialistische Prägung der Wohlfahrtsregime zu erkennen. Überall legt der Staat der Familie zusätzliche Wohlfahrtspflichten auf, während das Niveau der staatlichen Familienförderung gering ist. Umverteilungseffekte sind hier allerdings schwach, die von Markt und Gesellschaftsstrukturen produzierten Einkommensungleichheiten werden in den Strukturen der Wohlfahrtsregime weitgehend reproduziert (siehe Croissant, S.128ff).

Die Familie ist in verarmten Gesellschaften mit minimaler sozialer und wirtschaftlicher Sicherheit wie den Philippinen meist einziger Garant zur Aufrechterhaltung der zum Leben notwendigen Dinge. Transfers und Versorgungsleistungen im Familienzusammenhang, vor allem zwischen Eltern und Kindern, bilden häufig die wichtigsten, verlässlichsten und flexibelsten sozialen Sicherungen für Risikosituationen. Die Familie ist Altersversicherung, Krankenversicherung, Arbeitslosenversicherung und BAföG-Amt in einem. Das gilt in noch größerem Maße für die Bevölkerung auf dem



Auch ältere Männer verbringen oft viel Zeit mit Kinderbetreuung.

Quelle: www.cosephil.org

Land, wo formale soziale Sicherung nahezu inexistent ist. »Kein Filipino wird verhungern, weil es immer Verwandte gibt, die ihnen im Notfall unter die Arme greifen«, schreibt Belen Medina (siehe Medina, S.64).

Dieses Netz aus Loyalitäten, das den Einzelnen bei seinen Vorhaben und in Notlagen unterstützt, verpflichtet zugleich aber auch zu Solidarität und Unterstützung. Die gegenseitige Hilfgemeinschaft ist eine eingefleischte soziale Norm, institutionalisiert in einem starken inneren Gefühl gegenseitiger Verpflichtung (*Utang na loob* – übersetzt: innere Schuld) und der Scham (*hiya*), die man bei der Verletzung solcher Verpflichtungen empfindet.

Die Solidarität unter Verwandten und die engen Beziehungen halten über Zeit und Entfernung. Städter/innen erhalten von ihren nahen Verwandten vom Land Lebensmittel aus der Ernte zugeschickt, Migrant/innen schicken Geschenke und überweisen Geld und bleiben so Teil des Unterstützungsnetzwerkes der Familie, die zu Hause geblieben ist. Besonders junge alleinstehende Frauen, die in die Stadt gezogen sind, helfen ihren Familienmitgliedern durch Bares, was unmöglich gewesen wäre, wären sie auf dem Land geblieben, wo es nur wenige Jobs gibt (siehe Medina, S.65).

Besonders das Eltern-Kind-Verhältnis ist ein intensives und verpflichtendes. Eltern sehen in ihren Kindern eine Absicherung der eigenen Zukunft, und Kinder fühlen sich ihren Eltern gegenüber zu besonderem Dank verpflichtet. Kinder gelten (auch) als Investition, als beste Altersversicherung (aber auch als Gnade Gottes und für Männer als Beweis ihrer Männlichkeit, für Frauen als Erfüllung ihrer Weiblichkeit). So haben die Armen und Bildungsfernen überdurchschnittlich viele Kinder; Eltern versichern sich selbst gegen die höhere Wahrscheinlichkeit, dass ihre »Altersversicherung« stirbt.

Eine gute Bildung der Kinder gilt als Hauptaltersvorsorge. »Die ersten Jahre deiner Karriere gehören den Eltern und deinen jüngeren Geschwistern«, hört man häufig. Welches Studium man aufnimmt, welchen Beruf man ergreift, ob man sich zur Migration entschließt, dies wird maßgeblich von dieser sozialen Norm mitbestimmt.

»Familie« heißt Frauen

Die Erwartungen an die eigenen Kinder beziehen sich dabei meist stärker auf Mädchen als auf Jungen, die als zukünftige Versorger ihrer eigenen Familien gesehen werden. Eine besondere Position nehmen dabei häufig die ältesten und jüngsten Töchter ein. So sind es vor allem Frauen, die (länger) unverheiratet bleiben und so verpflichtet sind, ihre Eltern beziehungsweise andere Familienmitglieder mitzuversorgen.

Die älteste Tochter (*Ate*) hilft bei der Erziehung und Versorgung der jüngeren Geschwister mit und

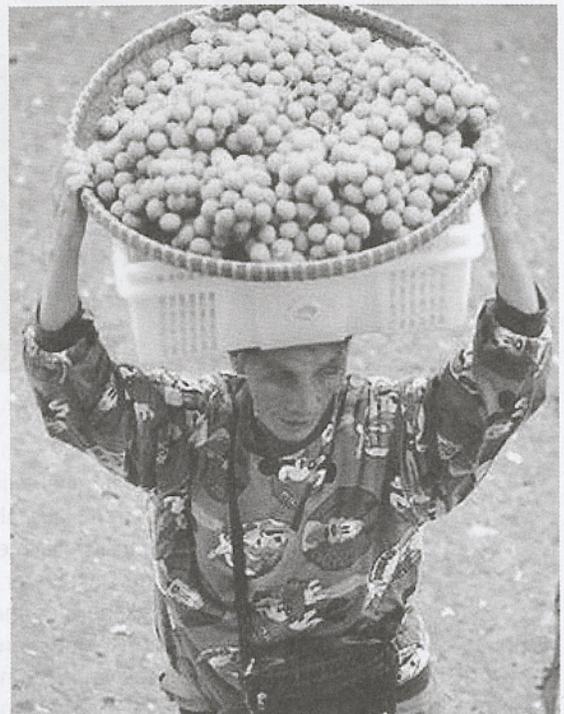
»verpasst« so zuweilen den richtigen Zeitpunkt für eine Heirat. Ist sie immer noch im Haus, wenn die Eltern alt werden, bleibt ihr auch deren Versorgung überlassen. Aber auch die Jüngste, bei der das Geld für die Ausbildung nicht mehr reicht, das bereits in die der älteren Geschwister investiert wurde, ist prädestiniert für diese Aufgabe. Auch sie verschiebt oft die Heirat oder bleibt sogar unverheiratet.

Die patriarchale Arbeitsteilung ist in den Philippinen nicht nur Faktum, sondern auch weitgehend akzeptiert. Haushalt ist Frauenangelegenheit. Pflege und Fürsorge für Kinder, Kranke, Ältere, Behinderte ist Frauenaufgabe, da sie als »traditional care-givers« gelten. Es ist die nicht monetär quantifizierte beziehungsweise unbezahlte Frauenarbeit, die überwiegend hinter der viel gepriesenen »Eigenleistung der Haushalte« steckt.

Familie als Sozialsystem

Die Familie als Sozialsystem und wirtschaftliche Produktionseinheit übernimmt also noch viele Aufgaben, die in »entwickelten« sozialen Sicherungssystemen der Staat beziehungsweise die Lohnarbeit einnimmt. Die zentrale Rolle des Haushalts wird allerdings auch in den Philippinen durch sozial – demographische und ökonomische Veränderungen herausgefordert.

Zum einen hat sich etwa während der asiatischen Wirtschaftskrise 1997/98 gezeigt, dass familien- und gemeinschaftsbasierte informelle Sicherungssysteme – von bescheidenen staatlichen Programmen ergänzt



Kein Ruhestand: Filipin@s müssen oft bis ins hohe Alter arbeiten.

Foto: Archiv

– bei einschneidenden wirtschaftlichen Krisen nicht ausreichen, um den Absturz größerer Bevölkerungsteile in die Armut zu verhindern. Zum anderen führt die rapide Verstädterung zu einer Erosion der Großfamilien, auch weil durch größere räumliche Entfernung die persönliche Nähe sinkt. Die Auflösung traditioneller Familienformen, die unter anderem zu Kleinfamilien mit weniger Kindern führt bringt zunehmende Risiken von Einkommensausfall und fehlende Versorgungsrechte mit sich – all diese Phänomene belasten die Versorgungs- und Sicherungsfunktionen der Haushalte. Moderne und westliche Werte wie Unabhängigkeit, Eigensinn oder Leistungsdenken gewinnen außerdem an Bedeutung.

Sozialversicherung aufbauen ...

Diese gesellschaftliche Modernisierung und Ökonomisierung der Gesellschaft hat in den Philippinen die Familienbanden zwar geschwächt, verändert und differenziert, aber bis jetzt die Familie nicht als zentrale soziale Einheit zerstört oder abgelöst. 1996 haben 98,86 Prozent der Filipin@s erklärt, dass die Familie eine große Rolle in ihrem Leben spielen (Medina, S.293). »Die Bedeutung der Familie für den Einzelnen ist geradezu ein Glaubensartikel«, resümiert Maruja Asis (»Safety Net for all Times«, pcij.org, 27.Juli 2005).



Die Großfamilie sorgt für soziale Sicherheit im Alter.

Quelle: www.families.com

Familie ist in den Philippinen ein weiter Begriff. Neben dem unmittelbaren Haushalt umfasst er zahllose Kusinen und Kusins, Nichten und Neffen, Großeltern, Tanten und Onkel x-ter Ordnung – aber auch die Familienmitglieder des Ehepartners, und in gewisser Weise selbst die von guten Freunden. Die Paten und Patinnen spielen hier eine herausragende Rolle. Der oder die Nin@ng hat eine der Familie gleichgestellte Bedeutung – und wird oft nach gesellschaftlichem Status und Reichtum, das heißt »Siche-

rungsfähigkeit« ausgewählt. Noch sind, anders als in China und Japan die Individualisierungs- und Desintegrationsprozesse in den Philippinen nicht so weit, dass die jungen Leute fragen, warum sie eigentlich die Älteren unterstützen sollen.

China und Japan werden allerdings bereits heute viel sichtbarer mit dem Problem der Überalterung konfrontiert: China wegen der Ein-Kind-Politik, Japan, weil dort mit steigendem Wohlstand die Geburtenrate gesunken ist. Außerdem sind in den letzten Jahrzehnten formale soziale Sicherungssysteme aufgebaut worden, durch die Kinder ihre zentrale Bedeutung als soziale Sicherung eingebüßt haben. Zudem wollten immer mehr Frauen auch berufstätig sein, bekommen heute später und weniger Kinder und sind weniger gezwungen, ihre »Pflichten für die Reproduktion« wahrzunehmen. Die Doppelbelastung Beruf und Familie bleiben aber auch in diesen Gesellschaften bei den Frauen hängen.

Überalterung wird in den Philippinen bislang allerdings selten als Problem gesehen, im öffentlichen Diskurs spielt sie kaum eine Rolle, auch weil dieses Thema anders als in Europa nicht auf einen Diskurs trifft, in dem es eingesetzt werden könnte, um die Privatisierung der sozialen Sicherung zu legitimieren und voranzutreiben.

Dennoch sollte sich der Staat nicht einfach weiterhin bloß auf die Stabilität der Familiennetze verlassen. Nimmt man dabei die Lösungsansätze in den Blick, die gemeinhin die Diskussion um die Zukunft der sozialen Sicherungssysteme bestimmen, so ist unter den gegenwärtigen sozioökonomischen Bedingungen festzustellen: Für eine Versicherungslösung, die auf einer Versichertengemeinschaft mit ihrem Solidarprinzip basieren würde, gibt es kaum eine Erhebungsgrundlage. Die Einkommen sind niedrig und unstet, informelle Beschäftigungen (Straßenverkäufer, Wäscherin...) können vom Rentensystem kaum erfasst werden. So verfügen nur elf Millionen Personen (16 Prozent der Bevölkerung) über irgendeine private Versicherung. Sie gehören meist zur Mittelklasse, wie etwa die Globalisierungsgewinner/innen in *Metro Manila*, die bei multinationalen Unternehmen und Einrichtungen arbeiten.

Ähnliches gilt für die Eigenvorsorge: Da die meisten Menschen kaum genug verdienen, um überhaupt ihren Lebensunterhalt zu verdienen, können sie auch kaum sparen. Zwei von drei Filipinos und Filipinas stufen sich selbst als »arm« ein, fast 40 Prozent verdient weniger als umgerechnet einen US-Dollar am Tag, 60 Prozent weniger als zwei Dollar. Die Arbeitslöhne in den Philippinen liegen in der Regel unterhalb des Mindestlohns. Die Ausstattung der kapitalarmen Schichten mit Ressourcen wie Land, Bildung oder Kapital ist weiterhin völlig unzureichend – unter anderem, weil die Landreform seit Jahren auf der Stelle tritt. Auch genossenschaftliche Sicherungssysteme wie Sparvereine und Wirtschaftskooperati-

ven können das Problem des Kapitalmangels höchstens mildern. Grund dafür: Das Solidarprinzip greift hier kaum, da deren Mitglieder in der Regel einen ähnlichen sozioökonomischen Hintergrund haben – sie sind alle ähnlich arm – und daher der gegenseitige Absicherungsmechanismus bei zu großen Schadensfällen (zum Beispiel bei schwerer Krankheit) oder in Fällen, in denen alle gleichzeitig getroffen werden (Dürre, Epidemie, Ernteausfall oder Naturkatastrophe), überfordert ist.

Auch für die Einführung einer staatlichen Grundversicherung oder einer steuerfinanzierten Altersversicherung sieht es düster aus, da aufgrund eines geringen Steueraufkommen die öffentlichen Haushalte sehr klein sind. Viele Armen können keine Steuern zahlen, die Steuern für die Reichen oder die transnationalen Konzerne dagegen sind sehr niedrig – die obersten 20 Prozent zahlen gerade einmal Steuern in Höhe von einem Prozent ihres Einkommens. Steuerhinterziehung und Korruption ist zudem weit verbreitet. Über 30 Prozent des Staatshaushalts fließen zudem in den Schuldendienst. Soziale Leistungen wurden durch Strukturanpassungsprogramme noch zusätzlich zurückgefahren und externe Schocks, die auf die Öffnung der heimischen Wirtschaft für den Weltmarkt zurückzuführen sind, haben die Grundlage der öffentlichen Einnahmen zusätzlich erodieren lassen.

... heißt Wirtschaft verändern

Auch der Blick auf ein eng umgrenztes Feld wie die soziale Sicherung, muss zu dem Ergebnis kommen: Nur die Schaffung tragfähiger volkswirtschaftlicher Strukturen hilft weiter, so dass mehr Wertschöpfung im Lande bleibt, aus dem ausreichende heimische Einkommen, der Ausbau der öffentlichen Infrastruktur und soziale Sicherung finanziert werden kann. Das dürfte bedeuten, dass es zur Abkehr von einer unregulierten Öffnung der philippinischen Wirtschaft für den Weltmarkt und ausländische Konkurrenz kommen muss, der dem Land im Rahmen der Strukturanpassungsprogramme durch IWF und Weltbank aufgezwungen wurde.

Die Strukturanpassungsprogramme gingen mit harten Einschnitten in das Gesundheits- und Bildungsbudgets und dem Verlust an sozialer Sicherheit einher, sie ließen soziale Grunddienste und die Leistungen der privatisierten öffentlichen Dienste wie Wasser und Strom erheblich teurer werden – zu diesem Ergebnis ist erst neulich die Abschlussstudie des *Structural Adjustment Program Review Initiative* (SAPRI) nach fünfjähriger Arbeit gekommen.

Die neoliberale Ausrichtung der philippinischen Wirtschaftspolitik hat alle Armutsprogramme letztlich zur Makulatur gemacht – und zu bloßem Populismus. Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung öffentlicher Versorgungseinrichtungen haben mehr In-

dividuen schneller verarmen lassen, als staatliche Armutsbekämpfungsprogramme auffangen können. Die unregelte Öffnung der Märkte für den Weltmarkt und ausländische Konkurrenz gefährden und verdrängen fortwährend Millionen Menschen, die ihren Bedarf noch in Eigenarbeit decken (Subsistenz), sowie kleine und mittelständische Unternehmen.

So kann die Mehrheit der philippinischen Bevölkerung – und mit ihnen die älteren Menschen – der Armutsfalle nicht entkommen, von einer ausreichenden und verlässlichen sozialen Sicherung können sie nur träumen.

Literatur

- Niklas Reese: Von Staatsaffären und Familienangelegenheiten – soziale Sicherung am Beispiel der Philippinen – in: Ders.: Armut unter Palmen, Essen, 2005, S. 19-44
 Belen Medina: The Filipino Family, Quezon City, 2. überarbeitete Auflage, 2001
 Aurel Croissant: Wohlfahrtsregime in Ostasien- in: Joachim Betz, Wolfgang Hein (Hrsg.): Soziale Sicherung in Entwicklungsländern, Opladen, 2004, S. 119-142

Anmerkungen

- 1) In den Philippinen gab es 1995 nur 21 Altersheime, in denen allerdings bloß Obdachlose unterkommen, üblicherweise sehr arme Migrant/innen, die ohne Familie sind oder von dieser verstoßen wurden (Medina, 258). Sie sind also eher Armenspitate.
- 2) Von den vier Millionen Menschen über 60 sind zwei Drittel verheiratet, 28,3 Prozent verwitwet und fünf Prozent haben nie geheiratet. Nur unter einem Prozent leben in Trennung – diese Zahl fällt so niedrig aus, da Scheidung in den Philippinen rechtlich nicht vorgesehen ist.